



Fotos (2): Monika Rüttershaus

King Peymanns neue Burg

Claus Peymann ist Regisseur durch und durch. Die Kunst, sich effektiv in Szene zu setzen, beherrscht er wie kein Zweiter. Das bewies er auch am 8. Januar, als er sein neues Lustschloss eröffnete, mit Fackeln und Trompeten, dem alten BE-Emblem auf dem Dach und dem neuen Banner daneben. Doch auf das Jus prima noctis verzichtete er generös und ließ George Tabori den Vortritt.

Knut Lennartz

Endlich ist er da! Claus Peymann. Lange Zeit hielt er die Berliner Theatergemeinde in Atem. Kommt er oder kommt er nicht? Unterschriftsreife Verträge lagen monatelang in der Schublade, Details wurden nachverhandelt und verbessert. Schließlich war sich der Burgtheaterchef, der sich an der Donau eine Finte zuviel erlaubt hat und sich so unversehens als König ohne Land wieder fand, seines Wertes

wohl bewusst. 10 000 Mark mehr als die Intendantenkollegen in der Nachbarschaft, so taxierte er seinen Marktwert und machte unmissverständlich klar, wer in Berlin künftig der Platzhirsch ist. Dass sein Schloss indes nur gepachtet ist und eigentlich Herrn Hochhuth gehört, tut der Freude keinen Abbruch.

Eigentlich waren es zwei Inszenierungen, die da an einem lauen Januar-Abend zur Eröffnung des Hauses abliefen. Denn bevor das Publikum in den Saal gebeten wurde, um dort der Uraufführung von George Taboris „Die Brecht-

Akte“ in der Regie des Autors beizuwohnen, wurde die Eröffnung zelebriert, ein effektiv in Szene gesetztes Schauspiel, das unverkennbar die Handschrift des Meisters trug: Wer eine Stunde vor dem offiziellen Vorstellungsbeginn kam, konnte noch die erleuchtete Kassenhalle betreten, doch dann wurden die ersten Besucher wieder hinaus ins Dunkle komplimentiert, alle Lichter des Hauses erloschen, die Türen wurden mit Baustellenbändern überklebt. Draußen am Brecht-Denkmal wurden Fackeln angezündet. Zum Glück regnete es nicht, denn auch Ehrengäste und Presse mussten sich ihre Karten unter freiem Himmel an von Teelichtern spärlich beleuchteten Tischen besorgen. In der Menge drängelte sich der Hausherr persönlich, rückte dort einen Tisch zurecht, prüfte da kritisch, ob alles am rechten Ort sei. Vor dem Theater hartete inzwischen die dichtgedrängte Menge der Dinge, die da kommen sollten und fröstelte vor sich hin. Ein Sektausschank war auch zur Stelle, Glühwein wäre besser gewesen. Dann gingen die Lichter an, am Fenster über dem Eingang erschien die Schauspielerin Maria Happel und begrüßte mit einem Prolog, den Thomas Brasch extra für den Anlass geschrieben hatte: „... mit Sorgfalt sucht' ich mir die neuen Mieter aus: Jetzt sind sie da, erwarten dich, mein Publikum.“ Eine Trompete zerriß die Stille der Nacht. Oben über dem Dach drehte sich wie in alten Brecht-Zeiten das kreisrunde BE-Emblem, doch daneben wurde die Fahne des neuen Hausherrn gehisst. Die neuen Mieter respektieren die alten Geister, deren Arbeitsräume (Brechts legendäres Turmzimmer und Helene Weigels Intendantenbüro) sie in feiner Pietät dem Publikum als Erinnerungsstätten frei gegeben haben. Auch die Programmhefte ziert das altbekannte BE-Emblem, aber ergänzt mit dem feinen Schriftzug: „Theater am Schiffbauerdamm“. Und, unübersehbar, die Ziffer „1“ auf dem Programmheft zur Eröffnungsinszenierung. Für das Theater, ob nun *Theater am Schiffbauerdamm* oder *Berliner Ensemble*, hat eine neue Ära begonnen, die Peymann-Ära.

BISHER NUR MARKTGESCHREI

Während der Teilung waren die Theater in beiden Stadthälften Kultur- ausleger in den Schaufenstern konkurrierender Gesellschaftssysteme, wobei das Theater und die Ausbildung dazu das Beste waren, was die ehemalige DDR hervorgebracht hat. Entwickelt sich die vereinigte Hauptstadt zum Fokus des Theatergeschehens? Bisher ist nur das Marktgeschrei ihres größten Laut-Sprechers Claus Peymann vernehmbar; die Schnittstellen künstlerischer und politischer Verläufe in Berlin haben sich noch nicht zur Theater-Gipfel-Kunst aufgestellt. Gegen die Eigenübersättigung an metropolensüchtiger Megalomanie und gegen die Selbstbespiegelungsprobleme hauptstädtischer Nabelschau sollten die regionalen Zentren im übrigen Deutschland selbstbewusst auf ihre eigene Strahlkraft setzen.

Klaus Pierwoß, Generalintendant des Bremer Theaters

Respekt zollte man dem BE-Gründer auch mit der Eröffnungspremiere, Taboris „Die Brecht-Akte“. Es geht um die Akte, die das FBI anlegte, als man in Hollywood der vierziger Jahre die kommunistische Unterwanderung fürchtete, als der Senator McCarthy seinen berüchtigten Ausschuss zur Untersuchung unamerikanischer Aktivitäten ins Leben rief und natürlich vor allem Emigranten verdächtig waren, so auch Brecht. Über Brechts Verhalten vor dem Ausschuss ist schon viel geschrieben und spekuliert worden: Hat er mit den etwas einfältigen Verhörern Katz und Maus gespielt? Führte er sie mit Schwejk'scher Schläue an der Nase herum, oder verhielt er sich einfach opportunistisch, um die Sache schnell hinter sich zu bringen und seine geplante Ausreise nicht zu gefährden?

George Tabori hat den Stoff vor Jahren schon für den schwedischen Rundfunk bearbeitet, nachdem er sich vom FBI die Brecht-Akte besorgt hatte. Nun hievte er den Fall auf die Bühne. Doch mehr als fünfzig Jahre später taugt der Stoff nicht mehr fürs große Theater (wie etwa noch zu Zeiten, als Heinar Kipphardt „In der Sache J.

Brecht (Peter Fitz, Bildmitte), umgeben von Hollywood-Lemuren: Victor Deiß (Dracula), Boris Jacoby (Frankenstein-Monster), Ursula Höpfner (Greta Garbo), Fritz Marquardt (Charlie Chaplin), Uwe Preuß (Peter Lorre, v. l.).



Foto: Eva Stokowy

BURGTHEATER AM SCHIFFBAUERDAMM

Claus Peymanns Pläne am BE oder Ein Mann kommt an

Peymann, Welttheaterkünstler. Lange hat es gedauert, bis er sich auch in Berlin getraut hat, sich als der zu erkennen zu geben, der er wirklich ist. Aber dann ist er doch noch angekommen in der Hauptstadt, der Welttheaterkünstler Peymann, obwohl ihm im letzten Sommer noch „zum Davonlaufen“ war angesichts der „Berliner Theaterwüste“ (Stern-Interview). Manches mag ihm da wüst vorgekommen sein: die garstigen Stücke, die die Jugend spielt; die Volksbühne, wo der Castorf mit den Obdachlosen haust; oder der Schlingensiefel, der die Zuschauer mit brauner Pampe beschmeißt (absolut reinigungsresistent, wie man hört) und braune Dreckschleudern auf die Bühne lässt (absolut argumentationsresistent, wie man ebenfalls hört). Musste da nicht ein gut gekleideter, gut formulierender und gut inszenierender Welttheaterkünstler fürchten, als feiner Pinkel verhöhnt zu werden? Aber dann ist er doch in diese Wüste gegangen – einer wie er läuft nicht davon! Und damit sich alle, vor denen er sich vielleicht gruseln könnte, noch viel mehr vor ihm gruseln, hat er den Löwen auch noch gespielt. Es gibt Menschen, die werden kleinlaut, wenn sie sich fürchten; und es gibt andere, die fangen an zu brüllen. Peymann hat gebrüllt. Nicht richtig natürlich, schließlich ist er ja auch unter seiner Löwenmaske Welttheaterkünstler; er hat feuilletonistisch gebrüllt: vom Reißzahn im Fleische der Mächtigen; vom Zigeunerbaron, der ihm vor lauter Schreck gleich 15 Millionen für den BE-Umbau gab; von Castorf und all den anderen lauen Typen, die in Berlin Theater machen; und vom politischen Theater, das er endlich nach Berlin und in Stellung bringen müsse gegen die neue nationale Großmannssucht. Und den Anzug hat er sich lieber gleich selbst schmutzig gemacht und ist öffentlich durch die BE-Baustelle gestapft – mit Helm allerdings, so viel Sicherheit muss sein, sogar in der Wüste.

Dann aber hat er doch gemerkt, dass Berlin noch immer ein großes Herz hat und darin auch für einen Welttheaterkünstler wie ihn ein geräumiges Plätzchen neben Castorf, Schlingensiefel und den anderen. Und so hat er sich die Löwenmaske wieder abgeschminkt, nicht heimlich in der Garderobe natürlich, sondern, wie sich das für einen Welttheaterkünstler gehört, auf einer Pressekonferenz in der Vorweihnachtszeit, wenn die frohen Botschaften über das Land kommen. Ortstermin auf der neuen Probebühne des BE, Auftritt Peymann nebst Pressesprecherin mit Verspätung, es folgen der Herr Beil nebst weiteren Führungskräften am BE mit erheblicher Verspätung, und es ward verkündet: „Die Zeit der starken Sprüche ist vorbei.“ Dann folgten starke Sprüche, aber nun ganz freundliche. Zum Beispiel: „Ich freue mich, in eine Stadt zu kommen, in der soviel Konkurrenz ist.“ Und wünschte der Schaubühne Erfolg, es sei doch „spannend, dass wir zusammen mit den jungen Leuten anfangen.“ Habe die Ehre, werte Kollegen! Das hat er in Wien gelernt.

Das Welttheater des Welttheaterkünstlers Peymann, oder: „Wo sich unser Theater vielleicht befinden möchte“: Ganz oben natürlich. „Ich hoffe, dass von dieser Stadt Signale ausgehen für das Theater des neuen Jahrhunderts.“ Der Beitrag des BE dazu: ein Theater, „das komplizierte Expeditionen wagt; das sich nicht verpulvert in Nachäufung des Fernsehens, der Soap.“ – „Es kommt bei uns nicht das neuste Stück aus England“; vielmehr stehe die Rückbesinnung auf die deutsche Literatur im Zentrum. Er

habe die Hoffnung, dass es dem BE gelingt, „Zeitgenossen als Zuschauer zu gewinnen, die nicht die poppige, hippige, grelle Welt suchen, sondern von uns andere, strengere, dunklere, komplexere Abenteuer erwarten.“ Es werde „eher klassisch zugehen, wie es uns Oldies zusteht.“ Und wie es jene Zuschauer goutieren, die Peymann nun ganz unumwunden als „das verlorengegangene bürgerliche Publikum“ umschreibt. Im Sommer im Stern hieß das noch „Der Furz ist rausgelassen“. An die Stelle des inwendigen Windes trat nun also die Verkündigung.

Diese einzulösen, avisierte Peymann 13 Premieren bis Juli 2000: Nach Taboris „Brecht-Akte“, Bernhards „Der Ignorant und der Wahnsinnige“, „Vor dem Ruhestand“ (letzteres in der gleichen Besetzung wie vor 20 Jahren bei der Uraufführung) und Handkes „Publikumsbeschimpfung“ im Januar folgen: die Uraufführung von Kroetz' „Das Ende der Paarung“ in der Inszenierung von Peymann („eine Morgengabe an die neue Regierung“; das Stück sei ein Totentanz zweier Utopisten im alten Regierungssitz Bonn, in denen man wohl Petra Kelly und Gert Bastian erkennen könne); Shakespeares „Hamlet“ in der Regie von Achim Freyer. Als Übernahmen aus Wien kommen Kroetz' „Die Eingeborene“, ebenfalls in der Inszenierung von Freyer, Peymanns „Theatermacher“-Inszenierung und „Claus Peymann kauft sich eine Hose und geht mit mir essen“. Brechts „Arturo Ui“ in Heiner Müllers Inszenierung mit Martin Wuttke wird wieder aufgenommen. Schließlich kommt im Mai Peter Weiss' „Marat“ in der Regie von Philip Thiedemann, Peymann selbst inszeniert im Juni Shakespeares „Richard II.“ in Achim Freyers Bühnenbild, Tamás Ascher führt Regie in Molières „Tartuffe“ mit Ben Becker. Daneben gibt es eine Menge kleiner Projekte und große Zukunftspläne. Zu den letzteren zählen Uraufführungen von Elfriede Jelinek, Peter Turrini, George Tabori und Thomas Brasch, Freyer will Dantes „Göttliche Komödie“ inszenieren und Peymann – Peymann natürlich den „Faust“, was sonst? Denn: „Wir wollen uns mit den großen Stoffen, die das Welttheater bietet, unserer Gegenwart nähern“. Und wo die großen Werke versagen wie im Falle von Taboris biederer Brecht-Farce zur großen Neueröffnung, da müssen halt wieder die großen Worte den Weg zur Gegenwart bahnen. Er werde dem Bundeskanzler nicht in den Arsch kriechen, gab er pünktlich zum Start der *Frankfurter Rundschau* zu Protokoll. Da hat er's dem Schröder aber löwenmäßig gegeben! Obwohl – es ist ja auch wieder beruhigend. Man denke nur, was ein Reißzahn alles anrichten könnte im Sitzfleisch des Mächtigen!

Und so fügt sich zwanglos der Dreiklang Welttheater – bürgerliches Theater – Burgtheater. Aus dem letzteren führt die Linie direkt in die neue deutsche Hauptstadt. „Das ist eine so tolle Aufführung, dass es absolut zulässig ist, sie hierherzubringen“, sagt der Welttheaterkünstler Peymann über den „Theatermacher“ – Regie: Claus Peymann. Das Dumme ist nur, und hier versagt aller Spott: Wer wäre nicht gespannt darauf, diesen „Theatermacher“ oder „Vor dem Ruhestand“ heute in Berlin noch einmal zu sehen? Wer wollte widersprechen, dass da vieles so toll ist, dass es lohnt, es dem hauptstädtischen Publikum noch einmal zu zeigen? Wer wollte leugnen, dass eine Weltstadt wie Berlin nun auch wieder ihr Weltenstaatstheater braucht? Und wer wüßte einen Besseren dafür als den Welttheaterkünstler Peymann, der sich und andere auf so unnachahmliche Weise loben gelernt hat? Ja, er ist angekommen. Und wir werden auch alle kommen und werden loben oder lästern. Und manchmal, ganz heimlich, müssen wir uns dann wohl doch eingestehen, dass wir schon jetzt gar nicht zu denken wagten, was das BE, was Berlin ohne den Welttheaterkünstler Peymann wäre. Ist das nicht zum Brüllen?

Detlef Brandenburg



Seit 1977

braig

Ihr Partner für

BALLETTSAAL-EINRICHTUNGEN



- ◆ **BRAIGBARRE**
Die tausendfach im In- und Ausland bewährte, 3,5 und 5 m lange fahrbare Profi-Ballettstange für den Ballettsaal und Tournee-Ballettkompanien.
- ◆ **BRAIGWoodballettstangen-System**
einfache oder doppelte Wandhalter in Alu-Guß, aushängbar oder fest montiert. Robuste Ovalstangen aus Esche-Vollholz.
- ◆ **BRAIG-Ballettsaalspiegel**
Verzerrungsfreies Kristallspiegelglas, fest oder fahrbar und zu ganzen Spiegelwänden zusammen ersteckbar.

- ◆ **BRAIG-Ballettsaalboden, mit DIN-Zertifikat 19022**
Erster speziell für den Tanz entwickelter, rückschlagfreier Boden, daher angenehmste, nicht gesundheitsschädigende ermüdungsfreie Federungscharakteristika. Seit 15 Jahren professionell bewährt. Trotz 2,3 cm Parkett nur 5 cm hoch!
- ◆ **NEU: Der erste mobile (wegnehmbar!) Ballettsaal-Schwabgeboden, nur 4,5 cm dick!**
- ◆ **Original-Tanzteppich**
rutschfest, in 12 verschiedenen Farben, zur Schonung ihrer Holzböden, z. B. bei Floorcover- oder Stepentanztraining.

Braig-Ballettsaal-Einrichtungen, Schwibberdingstraße 99, D-70435 Stuttgart, Tel. (07 14) 8 26 44 04, Mobil tel. (01 74) 4 02 67 05, Fax (07 14) 8 26 47 75
E-Mail: BraigBall@aol.com, Internet-Adresse: http://www.brz.medien.de/braig

Robert Oppenheimer“ auf die Bühne brachte). Tabori destilliert aus dem Stoff nur das Material für ein laues Satyrspiel. Sein Einfall: Zwei schwule FBI-Agenten, Gallagher (Rufus Beck) und Shine (Veit Schubert) werden auf Brecht und dessen Umfeld angesetzt. Die verheddern sich auf der Bühne bald nicht nur in die Kabel ihrer Abhörgeräte (Slapstick macht sich immer gut, wenn es um Hollywood geht), sondern auch in ihrer Strategie. Da erpresst Gallagher den redlichen, linken Literaturprofessor Applebaum (Roman Kaminski) mit dessen Vorliebe für kleine Mädchen, mit der Folge, dass der sich auf der Hinterbühne aufhängt, da belagert Shine Helene Weigel, die ihren Kindern Barbara und Stefan gerade das Beste aus ihrer Wiener Küche kocht und Barbara – Schmonzette für Insider – einen Vortrag über Urheberrecht, Plagiat und Literatur als Privateigentum hält. Shine wird durchs Studium der Brecht-Schriften zum größten Verehrer des Dichters, schmeißt seine FBI-Karriere hin. Das führt natürlich zum Zerwürfnis mit Gallagher, und das, wo beide – kleine Anspielung auf die aktuelle Debatte um die Schwulen-Ehe – vorher mit Pomp und Weihrauch kirchlich (!) getraut wurden.

Höhepunkt des Stückes ist natürlich Brechts Verhör vor dem Ausschuss. Brecht macht sich lange Zeit rar in Taboris Inszenierung. Dann erscheint Peter Fitz in der Rolle des Meisters, ganz so, wie man den kannte (und in der Inszenierung schon als Schattenriss bewundern konnte), mit Schiebermütze und Zigarre und im schlichten grauen Jackett tritt er vor die Brecht-Gardine – ja, auf dieses Markenzeichen setzt Karl-Ernst Herrmann mit seinem Bühnenbild: Keiner werfe also den neuen Herren vor, sie achteten nicht die Tradition. Doch viel zu tun bleibt Fitz in der Rolle Brechts nicht. Während des Verhörs sitzt er bescheiden auf seinem Stuhl, bedrängt von den Investigatoren. Das sind keine scharfen McCarthy-Bluthunde, sondern aus dem Hollywood-Panoptikum entsprungene Wachfiguren: Greta Garbo als die Kameliendame (Ursula Höpfner), Boris Karloff als das Monster (Boris Jakoby), Charles Laughton als Galilei (Roman Kaminski), Bela Lugosi als Dracula (Victor Deiß), Charlie Chaplin (Fritz Marquardt) und Peter Lorre als Igor (Uwe Preuß). Man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, wohin die Szene driftet. Ohnehin erweist sich Tabori, wie schon im „Purgatorium“, seinem Wiener Abschied, als Meister des Aperçus. Und er vertraut auf die Wirkung von Brecht selbst, den er mit Liedern, Gedichten und anderen Einsprengeln ausgiebig zitiert.

Was bleibt von diesem Abend? Drei Stunden netter Unterhaltung. Man kann sich zurücklehnen in den alten Theatersesseln, ohne sich sonderlich aufzuregen und den Plaudereien entspannt folgen. Ab und an stellt sich schauspielerischer Glanz der Extraklasse ein, wenn zum Beispiel Carmen-Maja Antoni in der Rolle der Weigel, über den Kochtopf gebeugt ihre Kinder (Boris Jacoby und Krista Birkner) mit Lebensweisheiten und Sauerkraut füttert. Aus dem Rahmen fällt auch die Geschichte der Applebaums (Ursula Höpfner, Roman Kaminski), deren Leben von den FBI-Agenten zerstört wird. Nachdem sich ihr Mann aufgehängt hat, zündet Frau Applebaum, die das KZ hinter sich hat, das Haus über ihrem Kopf an. Was die Nazis nicht fertig gebracht haben, ist dem FBI gelungen. Hier wendet sich die Inszenierung für einen Augenblick ins Tragische, um im nächsten Moment wieder den heiteren Hauptton aufzunehmen.

Müder Applaus für gefälliges Theater. Tabori mag man das nicht ankreiden. Der 85-Jährige wird von Stück zu Stück altersmilder. An sich ein schöner Zug. Und so empfängt ihn, als er, ganz der Grandseigneur, auf der Bühne erscheint, freundlichster Applaus. Ein Rosenstrauß wird ihm zu Füßen geworfen. Er nimmt ihn auf und verteilt die Blumen an die Damen im Parkett. Tabori kann man nicht zürnen. Warum sollte diese Brecht-Petitesse sich nicht auch im Strauß der Eröffnungsinszenierungen finden? Aber als Auftakt selbst? Jetzt muss Claus Peymann H T bekennen.

Verstrickt in ihre Intrigen – die FBI-Agenten Veit Schubert (Shine) und Rufus Beck (Gallagher).



Foto: Monika Rittershaus